

Soziologe Peter Gross plädiert für Aufhebung der Pensionsgrenzen

Vorurteile Viele jammern über den demografischen Wandel und dessen Auswirkungen auf die Gesellschaft. Der St. Galler Soziologe Peter Gross nicht. Vielmehr fordert er dazu auf, die bisher ungenutzte Arbeitskraft der «Langlebigen» zu nutzen.

VON DANIELA FRITZ

Muss ein älterer Mensch gegenüber der Gesellschaft ein schlechtes Gewissen haben? Angesichts hoher Pflegekosten, aktueller Pensionsdebatten und dem demografischen Wandel anscheinend schon. Doch der St. Galler und emeritierte Professor für Soziologie Peter Gross meint Nein. Die Literatur über das Alter strotze vor Halbwahrheiten. Den Vorwurf, dass die Alten auf Kosten der Jungen leben, lässt Gross nicht gelten. «Rentner leben nicht nur auf dem Buckel der Erwerbstätigen, sondern kommen für den jüngeren Teil der Gesellschaft auf», stellt der So-

ziologe klar. Und zwar in Form von Mehrwert-, Einkommens- und Vermögenssteuer.

Für Gross ist die Langlebigkeit die grösste Errungenschaft der vergangenen 200 Jahre und keine «apokalyptische Situation, die uns früher oder später in den Abgrund reisst». Nur muss dies richtig genutzt werden. «Wir müssen die Problematik von zu wenigen Arbeitskräften auch endogen lösen», erklärt Gross. Dazu gehört für ihn auch die Kappung der Pensionsgrenzen. «Über ein Viertel der Bevölkerung ist über 65, die Hälfte über 50 Jahre alt. Hierin wohnt eine ungeheure Kraft und Arbeitswillen, die nicht ausgeschöpft

werden», macht er klar. In einer modernen Gesellschaft sollten die Menschen selbst entscheiden können, wie lange sie arbeiten wollen.

AHV-Reform «richtiger Schritt»

Die Pläne der Regierung, das Pensionsalter von 64 auf 65 Jahre anzuheben, heisst Gross daher gut: «Das ist die richtige Richtung. Man sollte die Zwangspensionierung, die für Liechtenstein, Österreich und die Schweiz gilt, ganz abschaffen.» Es brauche zudem eine Demografie-affine Wirtschaft, in der die Erwerbstätigkeit die Entwicklung der Demografie spiegle. «Dass das gewaltige Herausforderungen in sich birgt, ist mir

schon klar. Aber solche Herausforderungen birgt die Situation, in der wir auf Migration vertrauen, auch», bekräftigt der St. Galler.

Der Soziologe beschäftigt sich aber auch gerne mit der immateriellen Seite des Alterns. «Ich versuche, Sinn zu produzieren für einen neuen Lebensabschnitt, quasi die immaterielle Vorsorge», erklärt er. Dazu zählt Gross etwa die Möglichkeit, im Alter noch einmal Bilanz über das eigene Leben zu ziehen.

Gelegenheit zur Diskussion mit dem Soziologen ergibt sich am 1. Februar beim Jahrestreffen der FBP-Senioren in Schaan, wo Peter Gross einen Vortrag halten wird. **Seiten 8 und 9**



«Kinder sind heutzutage alle «Royal Babys»»

Demografie Er spricht ungerne von «Rentnern» oder «Alten», sondern nennt Menschen über 65 gern die «Langlebigen». Der Schweizer Soziologe Peter Gross kritisiert jene, die den demografischen Wandel als Untergangsszenario der Gesellschaft darstellen.

VON DANIELA FRITZ

«Volksblatt»: Herr Gross, wie erleben Sie als junger Mensch das Alter? Peter Gross: Dass habe ich mir noch nie so recht überlegt. Ich bin ein Jahrgang 41: Das war eine Zeit, in der man als Kind seine Grosseltern nur eine kurze Zeit kennengelernt hat. Urgrosseltern gab es nicht, überhaupt das Wort war schon ungewöhnlich. Das hat sich vollständig verändert. Wir hatten meistens nicht einmal einen Grossvater gehabt. Das Zusammenleben der Generationen, wie wir das heute haben, gab es früher nicht. Von dem her kann ich auch wenig über mein Verhältnis zu den Älteren sagen. Ich habe mehr Erinnerungen an Cousinen und Grosscousinen als an meine Grosseltern, die alle starben, als ich noch ein Kind war.

Mittlerweile sind Sie 73 Jahre alt. Was würden Sie sagen, ab wann gilt man heutzutage denn als alt? In den acht Jahren meiner Pensionierung habe ich gemerkt, dass die Lite-

ratur über das Alter vor Halbheiten strotzt. Alles wird dramatisiert, die guten Seiten des Alterns, insbesondere der Sinn der Langlebigkeit, fast nirgends hervorgehoben. Sie wird praktisch nicht als grosse zivile Errungenschaft - ich sehe sie sogar als die grösste der vergangenen 200 Jahre an -, sondern als apokalyptische Situation gedeutet, die uns früher oder später in den Abgrund reisst. Niemand zeigt auf, was das Altern für einen Sinn hat.

Was sind denn die Vorteile der derzeitigen demografischen Entwicklung?

Nie konnten so viele Leute so alt werden wie in der heutigen modernen Gesellschaft. Vorarlberg und die Ostschweiz sind Weltmarktführer der demografischen Evolution und man sollte stolz darauf sein. Nirgends ist die Lebenserwartung so hoch wie in dieser Region. Das Leben wird dadurch irgendwie ganz. Wir haben in den vergangenen 100 Jahren fast 30 Jahre an Lebenserwartung gewonnen. In diesen 30 Jahren eröffnen sich ganz neue Möglichkeiten. Etwa, dass man jetzt sein Leben bilanzieren und es in Ordnung bringen, sich erinnern oder trauern kann.

Andere sehen das weniger positiv, sie beklagen die niedrige Geburtenrate.

Wenig Kinder sind ein Segen für die Gesellschaft. Im Prinzip ist - wie der Ökonom sagt - ein Gut immer wertvoller, je seltener es ist. Kinder sind heutzutage alle «Royal Babys». Sie

sind seltener geworden und darum wird viel Wert auf sie gelegt. Kinder sind «lebendes Gold»: Bei weniger Kindern steigt die Zuneigungsquote pro Kind. Seit 60 oder 70 Jahren sind Kinder in Europa im Prinzip Wunschkinder. Es ist eine ungeheure Errungenschaft der modernen Gesellschaft, dass man sich für oder gegen Kinder entscheiden kann. Die jetzige vasenförmige Bevölkerungsstruktur ist das Resultat dieser Entscheidungen.

Worin liegt der Vorteil einer älteren Gesellschaft?

Ich war letzthin auf einer Tagung in Vaduz. Da habe ich in einer Bäckerei ein sehr nettes Schild gesehen mit der Aufschrift: «Wer über 80 ist und in Begleitung seiner Eltern kommt, erhält alles gratis.» Da erkennen Sie die neue Situation: Wir haben zwei ältere Generationen, nicht nur eine. Die rüstigen jungen Alten und die Hochbetagten. Und es gibt die Kinder und Jugendlichen und die Erwerbstätigen. Es leben also mittlerweile vier Generationen zusammen. Dies hat ungemaine Vorteile für die Gesellschaft. Grosseltern verbringen mehr Zeit mit ihren Enkeln

als früher. Die Kommunikation wandelt sich ins Vertikale.

Dennoch hört man oft, dass die Jungen für die Alten zahlen müssen. Muss ein älterer Mensch gegenüber der Gesellschaft ein schlechtes Gewissen haben?

Ich hebe in meinen Büchern gern die immaterielle Seite hervor. Ich versuche, Sinn zu produzieren für einen neuen Lebensabschnitt, quasi die immaterielle Vorsorge. In

der Diskussion um materielle Vorsorge gibt es sehr viele Halbheiten. Ich bemühe mich in meinem Buch, ein paar Dinge richtigzustellen. Zum Beispiel, dass nicht die Jungen für die Alten zahlen, sondern die Erwerbstätigen. Und die Rentner zahlen gemeinsam mit den Erwerbstätigen für Kinder und Jugendliche. Für ein 50 000 Franken teures Studium an der HSG St. Gallen zahlt nicht der Student, sondern die öffentliche Hand. Diese wird wiederum durch Einnahmen und Steuern gespeist, die in Form von Einkommens-, Vermögens- und Mehrwertsteuer auch von den Rentnern bezahlt werden. Sie leben nicht nur auf dem Buckel der Erwerbstätigen, sondern kommen für den jüngeren Teil der Gesellschaft auf.

Sie behaupten in Ihrem Buch, dass weniger Kinder irgendwann zu weniger Alten führen.

Bevölkerungspolitiker sagen, wir dürfen nicht aussterben und müssen sehen, dass unsere Gesellschaft überlebensfähig bleibt. Das stört mich, denn längerfristig entspannt sich die Situation: Weniger Kinder führen zu weniger Alten, eventuell schrumpft die Bevölkerung sogar. Ich bin jetzt 73 und ich verschwende keinen Gedanken daran, ob es die Schweizer Bevölkerung in 500 Jahren noch gibt. Das Problem ist irgendwie irrelevant, nicht?

Für Sie als Individuum vielleicht schon, aber für die gesamte Gesellschaft?

Die Angstmacherei muss beigelegt werden. Hätte eine globale Welt statt Wachstum nicht eher eine Schrumpfung nötig? Derzeit sind wir 7 Milliarden Menschen auf der Welt, in den



Peter Gross verteidigt die «Langlebigen»: «Die Rentner zahlen gemeinsam mit den Erwerbstätigen für Kinder und Jugendliche.» (Foto: Zanghellini)



Foto: Shutterstock

nächsten 20 bis 30 Jahren soll diese Zahl auf 10 Milliarden anwachsen. Wir haben in grossen Teilen der Welt eine demografische Inflation, die die Jugend nach Lampedusa oder in den Terrorismus treibt.

Wenn aber die Geburtenrate sinkt, gibt es nicht nur weniger Alte, sondern über einen gewissen Zeitraum auch weniger Erwerbstätige?
Wir brauchen eine Demografie-affine Wirtschaft, in der die Erwerbstätigkeit die Entwicklung der Demographie spiegelt. Ich bin der Meinung, dass man die Pensionsgrenzen fallen lassen sollte und die Menschen in einer modernen freien Ge-

sellschaft, in der sie sich für so viel entscheiden können, auch selbst entscheiden, wie lange und wo sie arbeiten möchten. Dass das gewaltige Herausforderungen in sich birgt, ist mir schon klar. Aber solche Herausforderungen birgt die Situation, in der wir auf Migration vertrauen, auch. Wir müssen die Problematik von zu wenigen Arbeitskräften auch endogen lösen. Also Frauen, Arbeitslosen und eben Älteren, die gern arbeiten würden, helfen, damit sie wieder arbeiten können.

Bemerken Sie da ein Umdenken in den Unternehmen? Oder braucht es eine Altersquote?

Mit meinen Vorschlägen renne ich offene Türen ein. Überall wird genau das verkündet. Dass man jetzt unbedingt die Reserven, Potenziale und Arbeitskräfte, die im Inneren der Gesellschaft ruhen, mobilisiert. Über ein Viertel der Bevölkerung ist über 65, die Hälfte über 50 Jahre alt. Hierin wohnen eine ungeheure Kraft und Arbeitswillen, die nicht ausgeschöpft werden.

Was kann man tun, damit dies geschieht?

Die Pensionsgrenzen fallen lassen. Einfach kappen. In einer individualisierten Gesellschaft ist jeder nicht nur dafür verantwortlich, wo er arbeitet, sondern auch wie lange. Unternehmen müssen ihre Personalpolitik umstellen. Sie dürfen nicht eine Personalpolitik betreiben, die Einstellungen und Entlassungen vornimmt, sondern sich frühzeitig mit der Weiterbeschäftigung jener befasst, die sie behalten wollen.

Wie beurteilen Sie in diesem Falle das Vorhaben der liechtensteinischen Regierung, das Pensionsalter von 64 auf 65 Jahre zu erhöhen?

Das ist die richtige Richtung. Man sollte die Zwangspensionierung, die für Liechtenstein, Österreich und die Schweiz gilt, ganz abschaffen. In einer modernen Gesellschaft sollten die Menschen selbst entscheiden, wie lange und wo sie arbeiten wollen.

Worin liegen weitere versteckte Vorteile einer älteren Gesellschaft?

Wir leben in einer Gesellschaft mit zwei Geschwindigkeiten. Eine, in der Hochfrequenz und Multitasking herrschen, wo alles sofort und schnell läuft. Auf der anderen Seite gibt es eine Gesellschaft, die gemässiger, friedlicher, langsamer und ruhiger wird. Und ich behaupte, dass unsere Gesellschaft das nun wirklich nötig hat.

Sie haben vorher angesprochen, dass Sie in Ihren Büchern versuchen, dem Altern einen Sinn zu geben. Worin liegt der?

Auch wenn man älter wird, kann man neue Potenziale entdecken. Das muss man auch. Im Alter lässt sich manches nicht mehr so einfach bewerkstelligen. Aber jeder muss sich selbst Potenziale suchen, die er verbessern kann. Und die gibt es, etwa Lesen, Schreiben oder Klavierspielen. Oder schauen Sie sich die beruhigende Wirkung an, die ältere Menschen auf Kinder haben. Da spürt man nichts von der Hektik, die Eltern an den Tag legen müssen, in dem Versuch, Kindererziehung mit der Arbeit zusammenzubringen. Das kommt erst im Alter zum Vorschein. Es stellt sich überdies die erste Frage, inwiefern auch Alterskrankheiten wie Alzheimer oder Demenz einen Sinn haben können in unserer Gesellschaft. Man kann mit diesen Krankheiten nur umgehen, wenn man sie nicht verteufelt oder dramatisiert, den individuellen und gesellschaftlichen Sinn dahinter herausfindet.

«Im Alter fällt das Aufstehen schwerer, aber das Sterben leichter.»

Haben Sie selbst keine Angst vor solchen Alterskrankheiten?

Montesquieu hat schon sinngemäss geschrieben: Im Alter fällt das Aufstehen schwerer, aber das Sterben leichter. Ich behaupte - wie ich an meiner 99-jährigen Mutter und meiner 98-jährigen Schwiegermutter, die beide gestorben sind, beobachtet habe -, dass mit zunehmendem Alter das Sterben leichter fällt. Wenn man wie meine Frau natürlich nur 71 wird, dann ist das ein ganz schweres Leid. Das ist zu früh in einer Gesellschaft, in der Frauen 84 Jahre alt werden. Aber je älter man wird, desto gelassener geht man der Endlichkeit entgegen. Schlimm ist ein früher Tod wie im Mittelalter mit 35 oder 40 Jahren. Krieg, Pest und Cholera: Da hatte man keine Zeit, zu bilanzieren. Es gab auch keine Möglichkeit, die Kinder und Enkel aufzuwachsen zu sehen.

Einige Menschen möchten dennoch selbst entscheiden, wann sie sterben. Würden Sie sich selbst in die Hände von Dignitas oder Exit begeben?

Als katholisches «Bubel», so wurde ich erzogen, habe ich Probleme damit, den Tod in die eigenen Hände zu nehmen. Es gibt Unverfügbares wie die Geburt und eben den Tod. Selbstverständlich muss man offen sein für diejenigen, die aus einer grossen Not heraus diesen Ausweg wählen. Aber als Soziologe muss ich sagen, man darf dies nie allein ent-

scheiden, sondern sollte auch Verwandte und Freunde miteinbeziehen. Niemand darf sagen: Ich allein entscheide, wann ich von der Welt gehe, wie ich in einem Exit-Spot gesehen habe. Das ist hybride Selbstüberschätzung.

War Sterbehilfe bei Ihrer an Krebs erkrankten Frau ein Thema?

Nein, überhaupt nicht. Meine Frau hat jede Sekunde, die sie noch gelebt hat, gern gelebt. Zu jedem Zeitpunkt ihrer Krankheit, in dem ich sie gefragt habe, ob sie sterben will, hat sie immer gesagt: Ich will solange ich kann leben. Wir hatten schliesslich einen friedlichen Abschied.

Viele ältere Menschen verbringen ihre letzten Lebensjahre jedoch allein und leiden unter der Einsamkeit.

Ich möchte deswegen auch ein Buch schreiben mit dem Titel «A Survival Guide for Lonely People». Männer tun sich da viel schwerer im Umgang mit dem Alleinsein und der Einsamkeit als Frauen. Frauen sind immer mehr der Selbstsorge verpflichtet gewesen, sie achten mehr auf sich selbst als Männer.

Wie war das für Sie?

Ich habe mein Leben wieder einigermaßen im Griff. Ich habe viele Menschen, die mir helfen - Kinder, Enkel und Freunde, die sich um mich kümmern. Es ist bald ein Jahr her seit dem Tod meiner Frau und ich habe das Glück, dass ich vielleicht meine letzten Jahre noch mit gutem Mut angehen kann.

In Ihrem neuen Buch schreiben Sie ja über die Erfahrung, wie Sie Ihre Frau Ursula in den Tod begleitet haben. Sie sagen, die Erwartung des Todes hat sie noch einmal fester zusammgefügt.

Wenn jemand stirbt, dann geht natürlich die Person körperlich. Aber das Geschenk vom Gehen einer Person ist, dass eine ungeheuer starke Erinnerung und auch eine Sehnsucht zurückbleibt. Die Person wird bis zu einem gewissen Grad wichtiger und wichtiger, wenn sie gegangen ist. Das kann man gut nachvollziehen, auch im Alltag: Wenn etwa der Partner auf Reise ist, wird er plötzlich viel wichtiger, als wenn er neben einem auf dem Sofa sitzt. Die Distanz und die Absenz von jemandem macht ihn präsenter.

Aber macht die Sehnsucht den Abschied nicht schlimmer?

Ich hätte nie so viel über meine Frau

nachgedacht, wie ich es in den vergangenen Monaten getan habe, wenn sie nicht gestorben wäre. Das Zusammensein war vor ihrem Tod eine Selbstverständlichkeit. Die Distanz birgt in sich auch eine Kraft. Ich behaupte, dass die grossen Religionen genau aus diesem Grund heraus entstanden sind. Die Welt, wie sie ist, genügt nicht. Es gibt eine Möglichkeitswelt und wenn jemand gestorben ist, steigt diese Möglichkeitswelt empor.

Hat für Sie der Glauben das Sterben leichter gemacht?

Ich bin nicht in dem Sinn ein gläubiger Christ, als dass ich jeden Satz vom «Vater Unser» glauben könnte. Ich war aber schon als kleiner Junge fasziniert von der christlichen Kultur, von den kulturellen Artefakten, die von dieser Religion geschaffen wurden bis hin zu den Begräbnisritualen, an die wir uns gehalten haben. Ich bin Christ, aber nicht unbedingt ein kirchentreuere.

Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?

Meine Mutter ist 99 Jahre alt geworden. Sie hat mich das auch immer gefragt. Ich habe ihr geantwortet, es gibt so viele Möglichkeiten, was nach dem Sterben passieren kann. Sie fand es schön, dass es nicht mehr nur eine Version gibt, sondern dass es offenbleibt. Die meisten Leute sagen, es gibt wohl etwas, aber wissen nicht genau was.

Religionen, die sehr genau beschreiben, was nach dem Sterben passiert, machen vielen Menschen eher Angst, etwa die Vorstellung eines jüngsten Gerichts. Meine Mutter ist gut gestorben mit der Offenheit des Todes.

Zur Person

Er schuf den Begriff der «Multioptionsgesellschaft»

Der 1941 geborene St. Galler Peter Gross prägte den Begriff der «Multioptionsgesellschaften», welcher zugleich auch Titel seines Hauptwerks ist. Von 1989 bis 2006 lehrte Gross als Professor für Soziologie an der Universität St. Gallen. Nach seiner Emeritierung verfasste er die Werke «Glücksfall Alter» und «Wir werden älter. Vielen Dank. Aber Wozu?», welche seine ungewöhnliche Einstellung zum Altern und dem demografischen Wandel offenbaren. Vorgangene Woche erschien sein neuestes Buch «Ich muss sterben», welches den Tod seiner Frau behandelt. Peter Gross ist Vater zweier Kinder.

«Das Geschenk vom Gehen einer Person ist, dass eine starke Erinnerung und Sehnsucht zurückbleibt.»